

Dem Publizisten
Ludolf Herrmann
zum Andenken

Intellektueller Leitstern

Ansgar Lange

Die Bundesrepublik Deutschland hat wenige bedeutende konservative Publizisten hervorgebracht, deren Namen auch einem breiteren Publikum etwas sagen. Ein paar Journalisten fallen einem ein: Rüdiger Altmann, Joachim Fest, Johannes Gross oder auch Matthias Walden. Journalisten schreiben in der Regel für den Tag, und daher geraten sie spätestens nach ihrem Tod oft in völlige Vergessenheit. Die SPD war immer geschickter darin, in intellektuelle Milieus hineinzuwirken und Medienvertreter zu Kämpfern für die Sache der Sozialdemokratie zu machen. Das Thema Geist und Macht war für die klassische Regierungspartei CDU immer heikler als für die politische Linke. Wenn man dies alles bedenkt, ist der am 10. Februar 1986 in Bonn verstorbene Journalist und ehemalige Chefredakteur der *Politischen Meinung*, Ludolf Herrmann, ein besonders reizvoller Fall. Sein Name wird zwar vielen Zeitgenossen, die mit der Union und der Konrad-Adenauer-Stiftung nicht in Berührung stehen, nichts mehr sagen. Dies ist aber ein Grund mehr, an Herrmann zu erinnern, der eine „brillante Feder wider den Zeitgeist“ (Alois Rummel) und der seltene Fall eines Intellektuellen gewesen ist, welcher der Union immer in kritischer Sympathie gegenübergestanden hat. Die Partei Konrad Adenauers und Helmut Kohls sowie die Konrad-Adenauer-Stiftung haben ihm mehr zu verdanken, als nach außen sichtbar geworden ist.

Herrmann wurde am 17. September 1936 in Hirschberg (Riesengebirge) als

Sohn eines Lehrers und Kantors geboren. Zwischen 1962 und 1967 war er zunächst als freier Journalist tätig. Anschließend machte er einen ungewöhnlichen Schritt vom Journalismus hin zur Politik. Er wurde politischer Berater und Leiter des Büros des CDU-Generalsekretärs Bruno Heck, der sich wie folgt an die ersten Begegnungen mit Herrmann erinnern sollte: „Aufmerksam wurde ich auf Ludolf Herrmann Mitte der sechziger Jahre, um die Zeit, da sich in unserer Studentenschaft jene Unruhen ankündigten, die wenig später zu vehementer Rebellion geführt haben. Er schrieb damals für die Zeitung der Katholischen Deutschen Studentenschaft. Es war die Stimme der nächsten Generation, die sich da zu Wort meldete. Was er zu sagen hatte, passte nicht recht in das Bild, das wir uns von dieser Generation gemacht hatten. Doch was im Besonderen hat aufhorchen lassen, war seine Sprache, wie er das sagte, was er zu sagen hatte.“

Pendler zwischen „Geist und Macht“

Anfang der siebziger Jahre hatte Herrmann keine Probleme damit, wieder die Seiten zu wechseln. 1972 trat er als politischer Ressortleiter in die Wochenzeitung *Deutsche Zeitung/Christ und Welt* ein. Ab 1973 war der Katholik Chefredakteur der Zeitung, die als „Sprachrohr eines Bildungsbürgertums evangelischer Provenienz“ galt. Aus wirtschaftlichen Erwägungen kam es unter Herrmanns Leitung 1980 zur Fusion mit dem *Rheinischen Merkur*. Nach wenigen Monaten als Chef-

redakteur des neuen Blattes *Rheinischer Merkur/Christ und Welt* schied Herrmann aber wieder aus und wurde als Nachfolger von Johannes Gross Chefredakteur des Wirtschaftsmagazins *Capital*. Außerdem leitete er die Redaktion der Zweimonatschrift *Die Politische Meinung*. Nach kurzer, schwerer Krankheit starb der gläubige Christ und leidenschaftliche Familienmensch, der seine Frau Irmgard und vier Kinder hinterließ.

Wenn man sich einem Menschen, der vor längerer Zeit verstorben ist und den man persönlich nicht gekannt hat, nähern will, empfiehlt es sich, einen Blick auf die Nachrufe zu werfen. Matthias Schreiber würdigte Herrmann in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* als einen „Anwalt der Kultur des Politischen“. Herrmann sei ein „kämpferisches Temperament“ gewesen, „das nicht zuletzt durch den Geist der Sprache vor ideologischer Verhärtung bewahrt“ geblieben sei. Recht plastisch beschrieb Schreiber, wie es bei den Redaktionskonferenzen dieses Feuilletonisten des Politischen zugegangen sei: „Auch als Vorgesetzter war er Individualist bis an die Grenze des Unorganisierbaren – einer, der auch anderen das Recht auf ihre Eigenart einräumte. Seine Redaktionskonferenzen waren nicht selten eine erfrischende Mischung aus Plauderstunde, Oberseminar, Austausch von Leseerlebnissen, Blattkritik, Krisenmanagement und Frotzelei. Die überraschende Mischung der Elemente war es, die auch seine Artikel so anregend machte.“

Feuilletonist des Politischen

Max A. Höfer, vormaliger Ressortleiter Politik bei *Capital* und als junger Mann Mitglied der Redaktion der *Politischen Meinung*, bestätigt diese Charakterisierung. Herrmann habe eine ungeheuer offene Art gehabt. Jegliche „Starallüren“ waren ihm fremd. „Als ich zum ersten Mal die Redaktion betrat, hat Ludolf Herrmann mir sogar den Mantel abge-

nommen“, so Höfer und sieht diese kleine Geste beispielhaft für den völlig uneitlen Charakter des glänzenden Formulierers, der in intellektuellem Austausch mit Persönlichkeiten wie Pater Basilius Streithofen, dem Maler Horst Janssen, Johannes Gross, Michael Stürmer, Joachim Fest oder Elisabeth Noelle-Neumann stand. Parteisoldatisches sei Herrmann völlig fremd gewesen. Ein Grund dafür, dass Herrmann wegen seiner spitzen Feder als intellektueller Leitstern in der Redaktion der *PM* wahrgenommen wurde.

Doch nicht nur seine Weggefährten oder Kollegen würdigten oder würdigen den Rang Herrmanns. Auch die linksliberale Wochenzeitung *Die Zeit* pries den Verstorbenen als „Schreib-Temperament von hohen Graden, voller Lust an der Brillanz und den überraschenden, quer durch den Bestand der Urteile und Ansichten geschlagenen Denk-Schneisen“. Herrmanns Antrieb sei ein tief verwurzelter Katholizismus gewesen. Daher kämpfte er für die alten Werte – doch in einer Sprache, die „voller Bilder und Bildung, scharfsinnig, so pointensicher wie -süchtig war“. Und selbst der oft ätzend formulierende *Spiegel* konnte nicht umhin, dem Konservativen Anerkennung zu zollen. Er habe zwar das „knallharte Wort“ bevorzugt, das bei dem studierten Theologen und Philosophen „gelegentlich wie ein im Boxhandschuh verstecktes Hufeisen“ gewirkt habe: „Die andere Seite des Ludolf Herrmann war der intelligente Schreiber mit der präzisen Sprache, der aufsässige Konservative, der über ein Jahrzehnt hinweg in Kommentaren und Artikeln zu oft überraschenden Einsichten und Gedankensprüngen kam und auch seine Gesinnungsfreunde von der CDU nicht schonte.“

Herrmann war aber nicht nur ein umfassend gebildeter Journalist, der außer dem neuesten Bonner Gerücht auch die *Summa* des heiligen Thomas, Hegels Ästhetik, die Romane Graham Greenes,

Ordnungsfragen der Wirtschaft oder die Inhalte von Enzykliken parat hatte, sondern er war auch ein sensibler Menschenbeobachter. Ein brillantes Beispiel ist das Porträt „Franz Josef Strauß: Ein Bild von einem Mann“, das 1979 in der Zeitschrift *Der Monat* erschien. Es ist beeindruckend, wie Herrmann hinter die Fassade dieses in Bierzelten so bullig auftretenden Politikers schauen konnte, der seit der so genannten „*Spiegel*-Affäre“ zu einer Bedrohung für die bundesrepublikanische Demokratie stilisiert wurde. Strauß war stark aus Schwäche: „Strauß lebt mit einem Selbstbewusstsein, das sich seiner selbst dauernd vergewissern muss. Es braucht den permanenten Nachweis, Recht zu haben, besser zu sein, die anderen übertrumpfen zu können. Die tausenderlei Nachstellungen, die Strauß von allen Seiten erblickt, sind wie die Versuche des heiligen Antonius nur Allegorien der Unsicherheit seines Inneren. Seine dauernden Angriffe sind in Wirklichkeit permanente Verteidigungen. Er braucht seine Gegner, um sich zu stabilisieren. Gelernt hat er, sich von unten heraufzukämpfen, nicht den oberen Platz zu genießen.“

Sensibler Menschenbeobachter

Während den linken Journalisten der blanke Hass auf den vitalen Bajuwaren oft den Blick für das Wesentliche verstellte, kam der konservativ-katholische Herrmann zu psychologisch wesentlich ausgereifteren Erkenntnissen. Strauß sei kein Dämon, sondern ein hoch begabter Labiler in notorisch schlechter Gesellschaft. Wenn Strauß an die Regierung kommen solle, dann müsse man sich vor ihm nicht fürchten, höchstens vor den Helden, die ihn umgäben. „Denn Strauß ist, wie fast alle starken Männer, schwach“, befand der Porträtist.

Strauß ist bekanntlich in München geblieben. Die Kanzlerschaft konnte der Machtmensch nicht ergreifen. Genauso,

wie Herrmann hellsichtig die Schwächen des Bayern offen legte, gelang es ihm, die unterschiedlichen Charakterzüge von Helmut Schmidt und Helmut Kohl herauszuarbeiten. Schmidt gab in den Augen Herrmanns zwar ein gutes Bild ab; doch er machte eine miserable Politik. Bei Kohl war es umgekehrt. Kohl wurde von den Medien jahrelang unterschätzt und als „Birne“ verhöhnt. Und während in den neunziger Jahren selbst Rudolf Augstein den „Kanzler der Einheit“ auf einer Stufe mit Bismarck sah, hat der Spendenskandal der Union eine gerechte Beurteilung von Kohls Kanzlerschaft wiederum torpediert. Der hanseatische „Weltökonom“ hatte stattdessen die Gelegenheit, als Herausgeber der *Zeit* und fleißiger Autor von Büchern an seiner eigenen Legende zu stricken.

In den siebziger Jahren hielten selbst bürgerliche Wähler Schmidt für einen ausgezeichneten Kanzler, der leider nur in der falschen politischen Partei sei. Herrmann blickte schon damals tiefer. In einem Aufsatz für die *PM* stellte er im Jahr 1976 Kanzler und Kanzlerkandidat vor, die nicht lediglich Gegensätze, sondern „unverwandte Charaktere“ darstellten: „Schmidt beherrscht die Regeln, Kohl die menschlichen Bedingungen. Schmidt ist listig, Kohl offen, kräftig. Schmidts Möglichkeiten gipfeln in Tüchtigkeit, Pflicht und Erfolg. Kohl erfüllt sich in der Macht.“ Herrmann nahm Schmidt die Maske ab und zeigte ihn unverstellt: „Man sieht, wenn er spricht, wie er sich dabei zuschaut und genießt. Aber es könnte auch sein, dass sich in dieser aufgeputzten Selbstdarstellung gar nicht Eitelkeit ausdrückt, sondern eine Rechtfertigungsneurose: dass Schmidt sich nicht seinen Zuhörern vorspielt, sondern der richtenden Instanz in seinem Innern.“

Schmidts Kanzlerschaft und auch seine vorherigen politischen Tätigkeiten sind seltsam folgenlos geblieben. Unter seiner politischen Führung wurde unentwegt

geleistet – vor allem in Extremsituationen –, doch wenig geschaffen, was weiteren Bestand hatte. Dem tief im Philosophischen und Theologischen verwurzelten Herrmann missfiel insbesondere Schmidts bewusster Verzicht auf geistige Führung: „Vermutlich hält er Sinnfragen für das Produkt von Langeweile: Dinge für Professoren und Intellektuelle; sie sind ihm beide zuwider. So produziert seine Tüchtigkeit unmerklich Restauration.“ 1976 konnte Herrmann nur Kohls Bilanz als Landesvater von Rheinland-Pfalz beurteilen, doch schon damals neigte sich die Waage zu Gunsten des scheinbaren „Provinzpolitikers“. Denn Kohl konnte Mitte der siebziger Jahre „im guten Sinne ‚provinziell‘“ genannt werden: „Es ist die Provinz der Bewährung, aus der er stammt. Kohls Wirken blieb nicht spurlos; er hat ein Land und seine Menschen verändert, es ist ihm gelungen, seinen Charakter in politischer Leistung zu objektivieren. In einem bedeutungsvoll-regionalen Sinn hat er Geschichte geschaffen. Daran erkennt man die Begabung zur Macht.“

Plädoyer für eine geistig-moralische Wende ...

Ludolf Herrmann ist bereits 1986 verstorben. Man kann also nur spekulieren, wie er die lange Kanzlerschaft Kohls heute beurteilen würde. Zu Beginn war er auf jeden Fall ein Fürsprecher einer geistig-moralischen Wende, die das Land aus der bleiern Zeit der Schmidt-Depression herausführen sollte. Wer gleichsam eine Programmschrift Herrmanns zur christlich-liberalen Koalition lesen will, sollte zu dem schmalen Band *Die Neue Zuversicht* greifen, der erst nach seinem frühen Tod erscheinen sollte. In den sieben essayistischen Stücken des Buches wird die Zeit zwischen dem Regierungswechsel und dem Jahr 1986 ins Visier genommen. Mitte der achtziger Jahre sah Herrmann sein Vaterland, die Bundesrepublik

Deutschland, deutlich im Aufwind: „Die sozialliberale Säuerlichkeit, die sich seit 1969 mit ranzigem Moralin in alle Gesellschaftsfugen ergossen hatte, kann nun endlich wieder ausgeputzt werden. Zukunft – man darf wieder daran glauben. Freiheit – sie wird wieder verstanden. Dass man sich auch einmal freuen darf – die Deutschen werden es hoffentlich endlich wieder lernen.“

... und gegen Zukunftsangst

Der Autor hielt der neuen Regierung gute, dass sie den Wert der Freiheit wieder stärkte, die Westbindung erneuerte, mit der pauschalen Wachstumskritik Schluss machte, die Marktwirtschaft revitalisierte, den Familien wieder zu ihrem Recht verhalf und der Ökologie einen neuen Stellenwert verschaffte. Kurzum: Er attestierte Kohl und seiner Mannschaft eine gelungene Grundüberholung des Landes. „Nach Leistung und Erfolg darf sich Helmut Kohl zu Recht in der Nachfolge Konrad Adenauers sehen“, lautet das Fazit. Zwanzig Jahre nach seinem Erscheinen liest sich die Streitschrift wie ein Bekenntnis zu Fortschritt und Freiheit und ein Plädoyer gegen Griesgrämigkeit und Zukunftsangst. Für den Rezensenten der *Rheinischen Post* war nach Lektüre des Buches klar, dass Herrmann „der beste unter den konservativen Journalisten war“, der sich entschieden gegen Weinerlichkeit und Pessimismus und das dauernde Gerede – auch von konservativen Publizisten wie Rüdiger Altmann – darüber, dass das Land mittelmäßig regiert werde, gewandt habe. „So strahlende Versager wie Helmut Schmidt stehen eben nicht immer zur Verfügung“, konstatiert Herrmann mit einem Anflug von Sarkasmus.

Doch nicht in allen Fragen war der engagierte Publizist einer Meinung mit dem Kanzler und seinen intellektuellen Stichwortgebern. Aus heutiger Sicht besonders bemerkenswert ist sein Aufsatz

„Geschäfte im Wartesaal zur Einheit“, der am 21. September 1985 im Rheinischen Merkur/Christ und Welt erschien und eine Entgegnung darstellte auf Thesen des Bundeskanzlers und seines Beraters Michael Stürmer. Herrmann widersprach wenige Jahre vor der Wiedervereinigung der Argumentation Kohls und Stürmers, ein Zurück zum Nationalstaat des neunzehnten Jahrhunderts könne es nicht geben. Letztlich war damit eine Absage an die Wiederherstellung eines deutschen Nationalstaates in welcher Form auch immer gemeint. Herrmann war Visionär und Realist zugleich: „Schon gewisse europäische Illusionen deutscher Ideopolitiker, die von einer Auflösung der Staaten im politischen Bund träumten, sind an de Gaulles gallischem Realismus gescheitert: Ohne Vaterland kein Zusammenschluss.“

Maßvoller Patriotismus

Der maßvolle Patriot Herrmann sprach davon, dass der Nationalstaat – „losgelöst von manchen romantischen Überfrachtungen“ – heute solider auf der weltpolitischen Szene stehe als unmittelbar nach Kriegsende. Der Wille zur nationalen Einheit werde in der Lesart von Kohl und Stürmer mit dem Willen zur Vereinigung Europas identisch gesetzt. Gedacht sei offensichtlich an eine Zukunft, in der die Nationalstaaten sich in ein vereintes Europa auflösen: „Noch sieht es allerdings eher so aus, als ob die nationale Wiedervereinigung – sei es auch unter unerwünschten Bedingungen – realisierbarer sein könnte als eine so bemessene politische Integration Europas.“ In Anlehnung an ein Wort Konrad Adenauers mahnte Herrmann die Union, nicht von der Wiedervereinigungspolitik abzurücken. Denn wenn sie es täte, so der Gründungskanzler, werde die Bundesrepublik der Sowjetunion auf Dauer keinen Widerstand leisten können. „Wer die nationalstaatliche Einheit Deutschlands, in wel-

chen Grenzen auch immer, als eine von verschiedenen Optionen aus dem uns auferlegten Verfassungsauftrag ausschließt, der will die deutsche Einheit überhaupt als politische Grundlage eliminieren und allenfalls noch einen Zukunftsmythos der Deutschen vor vagem Horizont belassen; der spielt mit der Ambivalenz der historischen Unendlichkeit, die alles oder nichts bedeuten kann“, schrieb Herrmann wenige Monate vor seinem Tod. Die Geschichte hat den Publizisten eindrucksvoll bestätigt. Nach 1990 hätte er sich für kein früheres Wort in Sachen deutsche Einheit schämen müssen.

Wider die deutsche Hypermoral

Ähnlich unbequem und unangepasst schrieb er in „Capital“ über „Südafrika und die Heuchler“. Herrmann geißelte den wohlfeilen Moralismus derjenigen in Deutschland, die sich dem weißen Apartheid-Regime in Südafrika so haushoch überlegen fühlten. Es überrascht nicht, dass er als Konservativer realpolitisch argumentierte: „Stürzt die weiße Herrschaft am Kap, gerät der gesamte Süden Afrikas in eine Krise.“ Aufhorchen lassen aber folgende Töne über die Gastarbeiter in Deutschland: „Wir behandeln diese Leute im Prinzip nicht anders als die Südafrikaner ihre Schwarzen: als politisch Unmündige.“ Die Suppe dieser misslungenen „Integrationspolitik“ müssen die Deutschen heute nicht nur in Neukölln auslöpfeln. Als Christ waren Herrmann alle Anzeichen europäischer oder deutscher Hypermoral zuwider: „Wir grenzen zum Beispiel den Strom der Hilfe Suchenden durch immer strengere Maßstäbe des Asylrechtes von unseren Fleischtöpfen aus. Ist unsere Moral wirklich so unendlich hoch überlegen über die der Südafrikaner, die mit ihrer Homelandpolitik doch nur den gleichen Effekt erzielen wollen?“

Ludolf Herrmann war gewiss kein „Gutmensch“, sondern ein hellsichtiger

politischer Beobachter, der ein feines Gespür für gesellschaftliche Entwicklungen hatte. So forderte er bereits 1982 eine Art „Reifeprüfung für Ausländer“. Damit die damals 4,7 Millionen Ausländer integriert würden, riet Herrmann dazu, ihnen die Möglichkeit zu geben, deutsche Staatsbürger zu werden. Wer arbeits- und anpassungswillig sei und Deutsch könne, dem dürfe diese Option nicht verwehrt werden. Hier sei vor allem eine vorbereitende Bildungspolitik gefragt. Entgegen Herrmanns Mahnung hat sich die Bundesrepublik über Jahrzehnte in dem Irrglauben eingerichtet, Deutschland sei kein Einwanderungsland. Erst

nach den Gewaltausbrüchen in Frankreich wird hier zu Lande auf breiter Front über die Ideen diskutiert, die Herrmann schon vor vierundzwanzig Jahren aufwarf.

Als Ludolf Herrmann im März 1979 die Leitung der *PM*-Redaktion übernahm, trat er mit dem Anspruch an, die geistigen Auseinandersetzungen der Zeit sollten sich auf den Seiten dieser Zeitschrift spiegeln. Nur wenn die *PM* eine gewisse intellektuelle Offenheit ausstrahle, werde sie auch wahr- und ernst genommen. Ludolf Herrmann hat noch auf dem Krankenbett dafür gekämpft, dass dieser Anspruch erfüllt wurde.

Ludolf Herrmann zum Gedächtnis

„Aufmerksam wurde ich auf Ludolf Herrmann Mitte der sechziger Jahre, um die Zeit, da sich in unserer Studentenschaft jene Unruhen ankündigten, die wenig später zu vehementer Rebellion geführt haben. Er schrieb damals für die Zeitung der Katholischen Deutschen Studentenschaft. Es war die Stimme der nächsten Generation, die sich da zu Wort meldete. Was er zu sagen hatte, paßte nicht recht in das Bild, das wir uns von dieser Generation gemacht hatten. Doch was im besonderen hat aufhorchen lassen, war seine Sprache, wie er das sagte, was er zu sagen hatte. [...]

Es ist seine Sprache gewesen, deren Faszinationskraft hat aufhorchen lassen. Da kam nicht nur eine andere Stimme bei der Jugend der sechziger Jahre zu Wort; es war die Stimme eines jungen Mannes, der die Empfindungen und ‚Wahrheiten‘ der nächsten Generation, ihre Nöte und ihre Bedrängnisse, ihre Erwartungen und ihre Hoffnungen aufs Wort zu bringen vermochte. Ja, es war noch wesentlich mehr: Ihm war gegeben, und er hat diese Gabe voll zur Entfaltung gebracht, die Themen unserer Zeit zu erkennen, ihre Wortführer zu hinterfragen und so den menschlichen Kerngehalt unserer Zeitgenossenschaft seiner Sprache einzuverleiben.“

Bruno Heck in *Die Politische Meinung*, Februar 1986.